

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit! oder: Ist PowerPoint böse?

Eine Stilkritik

Die Praxis des wissenschaftlichen Vortrags hat sich in der Vergangenheit durch technische Hilfsmittel erheblich verändert. Dazu hat in jüngster Zeit vor allem die Präsentationssoftware Microsoft PowerPoint beigetragen, die in puncto Vortragstechnik fast zum Standard geworden ist. Die folgende Stilkritik vertritt die These, dass die Monopolisierung des Vortragswesens durch PowerPoint dem wissenschaftlichen Diskurs auch in der Geographie nicht immer zum Vorteil gereicht. Optische Effekte werden ins Zentrum gerückt, Inhalte und Differenzierung gehen verloren bzw. es wird systematisch davon abgelenkt. Auf diese Weise wird die wissenschaftliche Kommunikationskultur nachhaltig beeinflusst, m.E. erkennbar negativ. Diese Zeilen, verfasst aus der Perspektive des Vortragenden, des Lehrenden und nicht zuletzt des Zuhörenden, sind ein Plädoyer dafür, zumindest punktuell zum klassischen Vortrag und zur direkten Rede zurückzukehren.

Text oder Bild? Grundsätzliches und Praktisches

Ein Meinungs austausch in der Süddeutschen Zeitung [1] hat vor kurzem demonstriert, dass die Kunst des wissenschaftlichen Vortrags seit der weiten Verbreitung von MS PowerPoint nicht nur unter technischen bzw. praktischen Gesichtspunkten diskutiert wird, sondern zugleich Gegenstand von Kulturkritik war und ist. Aktuelle Anlass für diese Berichterstattung liefert ein Buch, das dem Siegeszug und der Bedeutung dieses Präsentationsprogramms auf den Grund geht.[2] Bei dieser Diskussion ging und geht es um die Frage, ob sich durch den Einsatz

von PowerPoint die Kommunikationskultur, der öffentliche Diskurs insgesamt negativ verändert. Fast legendär sind in dieser Hinsicht Edward TUFTE's Bemerkungen über den „cognitive style“ von PowerPoint, zeitweise die Bibel der wachsenden Gemeinde von PowerPoint-Verächtern.[3] Hinter der Kritik von TUFTE und anderen steht die Annahme, dass das Sprechen und Denken in den Kategorien des Spiegelstrichs – bzw. der animierten Dia-Show – fast zwangsläufig auf Kosten der Substanz geht, nämlich Aussage, Tiefgang und Differenzierung eliminiert.

In diese Richtung argumentiert auch Thomas STEINFELD (SZ 30.11.2009). Er bewertet den Effekt der Schaubilder bei PowerPoint als totalitär: „Bevor sie überhaupt etwas erläutern, haben sie schon eine Sphäre der totalen Immanenz geschaffen: Was es gibt, das gibt es nur als ‚Powerpoint‘-Präsentation; und was darin nicht aufgeht, das gibt es nicht.“ Der Gießener Sprachwissenschaftler Henning LOBIN hat dagegen darauf hingewiesen, dass hier natürlich nicht das Programm selbst, sondern seine Anwendung durch die Nutzer zur Diskussion steht (SZ 8.12.2009). Und er verweist zurecht darauf, dass „Präsentationen“ Vorträge nicht notwendig ersetzen müssen, sondern auch eine neue Variante des Vortragens entstanden ist – und zwar eine, die den darin weniger Geübten auch eine Hilfestellung auf dem Weg in die Praxis gibt. Man muss den Kulturpessimismus à la STEINFELD insofern nicht teilen. Und es gibt es hier natürlich ein breites Spektrum von Positionen. Allerdings hat es PowerPoint in kurzer Zeit geschafft, so ein kulturwissenschaftliches DFG-Vorhaben, mit einer eigenen Ikonografie aufzutreten und die „visuelle Ordnung von Wissen“ neu zu gestalten.[4]

M.E. ist es jedoch durchaus fragwürdig, dass der Einsatz von PowerPoint heute vielfach als obligatorisch betrachtet wird und praktisch Standard geworden ist – ohne dass dies auch immer gerechtfertigt ist. Die inflationäre Verwendung dieses Mediums hat dabei eindeutig seine Schattenseiten offenbart. Dies gilt zum einen für übertriebene Äußerlichkeiten, denen oft nur relativ schlichte Botschaften gegenüberstehen. Zum anderen mangelt es vielen Vorträgen trotz vorhandener Substanz an Stringenz, je mehr Bilder produziert werden (können). Aus der Möglichkeit, Visuelles einzusetzen, wird schnell ein Zwang, und in der Praxis der Bilderflut gehen klare Aussagen und kontroverse Meinungen schnell unter.

Vorteile von MS Powerpoint

In praktischer Hinsicht ist die Gelegenheit durchaus übersichtlich, denn es gibt unstrittig einige Vorzüge der Präsentationssoftware, die dem wissenschaftlichen Vortrag zum Vorteil gereichen können: Sie hilft Vorträge zu illustrieren und Inhalte besser „sichtbar“ zu machen. Und in dieser Hinsicht ist ihr Einsatz auch sinnvoll, vor allem wenn digitale Fotos, Pläne, Karten ... in einen Vortrag eingebaut werden. Auf diese Weise lassen sich inhaltliche Aussagen viel besser auf den Punkt bringen, als dies der sprachliche Ausdruck je könnte – und wenn überhaupt, dann nur um den Preis größerer Länge.

Dies gilt in ganz besonderer Weise für die Geographie oder die Planungswissenschaften. Dort hat PowerPoint die Anschaulichkeit von Vorträgen durch den Einzug von hochauflösenden, farbigen Abbildungen erheblich gesteigert. Präsentationssoftware hat den Einsatz von Karten, Plänen und – last but not least beschleunigt durch Goog-

le Earth – auch von Luftbildern definitiv vereinfacht. Das Resultat hält auch jedem Vergleich mit der früheren Zeigestock-Haptik von Original-Wandkarten, -Plänen etc. stand. Auch ist der Gebrauch des Digitalen verglichen mit seinem Vorgänger, der OHP-Folie, komfortabel, zügig und „raschelfrei“ geworden. Schließlich erleichtern Standards die Vorbereitung – auch auf die Gefahr hin, dass mitunter seriell produziert wird. Wie auch immer: PowerPoint hilft Informationen im Vortrag zu transportieren, die visuell anschaulicher, detaillierter und schneller vermittelbar sind als per gesprochenem Wort. In diesen drei zentralen Eigenschaften erschöpft sich in aller Regel der Mehrwert des Programms.

Darüber hinaus eröffnet Präsentationssoftware prinzipiell auch neue Möglichkeiten zur personellen Selbstdarstellung („Präsentation“). Die Addition von Vortragender/m, Inhalt und schmückendem Beiwerk kann dann zu einem Gesamtkunstwerk werden, wenn die optische, sprachliche und körpersprachliche Performance idealtypisch zusammenlaufen. Folgt man der Kulturwissenschaftlerin Sibylle PETERS, stellt sich ein solcher Vortrag als „experimentelles Szenario“ dar, das die Generierung und Vermittlung von Wissen neu verknüpft, in dem „zwischen Sagen und Zeigen, Sehen und Hören“ Wissen entsteht (SZ 28.12.2009). In der konkreten Situation hat dies fallweise auch Unterhaltungswert, dient also nicht nur dem Selbstwertgefühl des/r Vortragenden, sondern auch der Kurzweiligkeit des Publikums und fördert theoretisch den angeregten wissenschaftlichen Diskurs.

Nachteile aus der „bad practice“ des Vortragswesens und wie sie sich vermeiden lassen

Allerdings haben sich im Umgang mit dem Medium PowerPoint leider auch einige Unsitten verbreitet, die der Qualität wissenschaftlicher Vorträge eher abträglich sind. Es geht hier nicht um die Kinderkrankheiten des Programms bzw. seiner unbe-

dachten Anwendung, die ebenso wie streikende Beamer charakteristisch für die Anfangsjahre der Powerpoint-Praxis waren. Jede/r kann sich vermutlich an die von rechts und links, oben und unten herein fliegenden Animationen erinnern, an unproportionale Schriften, knallige Bilder oder geschmacklose, grelle Farben, die heute nur noch in der so genannten „Powerpoint-Karaoke“ zum Einsatz kommen. Es geht hier um drei Grundfehler, die heute noch mehr oder minder systematisch gemacht werden: zuviel Text, zu viele Bilder, fehlende Stringenz bzw. zeitliches Ausufern.

Die optische Präsentation verschriftlichter Sachverhalte bzw. der Einsatz von Textfolien für Triviales, oft unter Verwendung briefmarkengroßer, vom Publikum kaum lesbarer Schriftgraden, ist das eine Extrem zeitgenössischer Powerpoint-Praxis. Der Einsatz von 45 oder mehr Folien für einen Vortrag von vielleicht 20 oder 25 Minuten Dauer sowie als Folge dieser Bilderflut ein hohes bzw. schlussendlich wachsendes Vortragstempo ist das andere Extrem. Beide Probleme sind m.E. nicht fachspezifisch, kommen in anderen akademischen Disziplinen bzw. außerhalb der Wissenschaft genau so oft vor wie in der Geographie. Der Eindruck, gerade auf Geographentagen, geographischen Colloquia oder Konferenzen einschlägige (Negativ-)Erfahrungen zu machen, ist womöglich der Affinität für bunte Bilder geschuldet, die in den raumbezogenen Disziplinen größer ist als in anderen Fächern.

Ein notorisches Problem vieler Vorträge ist ihre mangelnde thematische Fokussiertheit sowie, in Verbindung damit, das Nicht-Einhalten des Zeitlimits. Dies ist zwar nicht Powerpoint-spezifisch, hat sich durch den Gebrauch des Programms aber definitiv gesteigert, tendenziell sogar verselbständigt. Wie oft werden lang und breit „Gliederungen“, Anlass und Hintergrund eines Vortrags referiert, während dessen ein guter Teil der

knappen Vortragszeit verrinnt und der springende Punkt – Ergebnisse, Schlussfolgerungen, Deutungsangebote – viel zu kurz kommen? Hier könnten Alternativen zur Bilderflut (s.u.) sehr hilfreich sein.

Farbe und grafische Elemente unterstützen den (gesprochenen) Text, doch nur bei sparsamem Gebrauch. Eine persönliche Note von Präsentationen ist sehr beliebt, etwa durch individuelle Dach- oder Fußleisten. Prinzipiell sollte der Inhalt aber wichtiger sein als die Verpackung. Nicht selten werden Logos, Namen der Vortragenden und Vortragstitel in Folienmaster integriert und garnieren dann hemmungslos jede einzelne Abbildung. Muss das sein? Gleiches gilt für die oft sehr rigiden Vorgaben des – immer populärer werdenden – universitären Corporate Design, dessen opulente Rahmen oft kaum hinreichend Platz lassen für deutlich sichtbare Fotos oder Karten.

Schriftgrade nicht kleiner als 16 pt, aber bei durchschnittlicher Saaldimension auch nicht größer als 21 pt oder 22 pt sind in der Regel angemessen, ebenso wie zurückhaltende Animationen und dezente Farben im Vorder- und Hintergrund. Der Augenarzt empfiehlt für die Vermittlung von Schriftsprache weiterhin das bewährte schwarz-auf-weiß-Muster, nicht weiß auf schwarz, grün auf blau oder andere Schrilheiten. Vielleicht ist auch das tumbe „Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!“ verzichtbar – man könnte ja durchaus meinen, dass so etwas ebenso Wichtiges wie Selbstverständliches schlicht und einfach gesagt werden kann...

Mehr muss nicht sein. Man sollte auch mit PowerPoint nicht alles das tun, was möglich ist, sondern nur das, was der jeweiligen Aufgabe angemessen ist. Und man sollte m.E. nur Dinge zeigen, die man erläutert, soweit sie nicht selbsterklärend sind. Alles was entweder nicht sichtbar bzw. lesbar ist oder nicht zwingend notwendig ist kann entfallen. Dies führt zum eigentlichen Kern des Vortrags, der Artikulation eines Argumentes und seiner Be-

gründung, und es entlastet die Vortragenden auch in zeitlicher Hinsicht, die sich dann nicht durch ein viel zu großes Folienprogramm durchhecheln müssen ...

Alternativen zu „ppt“

Ein Grundproblem im Umgang mit PowerPoint ist sein ungefragter, voraussetzungsloser Einsatz – ohne vorab die Frage geklärt zu haben, ob Medienunterstützung für den geplanten Vortrag überhaupt benötigt wird. Da PowerPoint universell einsetzbar ist und viele Quellen heute digital erzeugt werden, wird diese Frage entweder nicht gestellt oder gedankenlos bejaht. Als Vortragender macht man oft die Erfahrung, dass Tagungsveranstalter ungefragt um rechtzeitige Übergabe „der Präsentationsdatei“ bitten – ohne vorab zu fragen, wie man seinen Vortrag halten möchte und ob Medieneinsatz überhaupt erwünscht ist... Die Erwartung, dass PowerPoint zum Einsatz kommt, eint offenbar gleichermaßen Veranstalter, Vortragende und Publikum. Damit verbindet sich das Risiko, dass man als vom Blatt Lesende/r schnell als antiquiert gilt und wider die eigene Intuition dann doch noch ein paar Folien produziert, auch wenn dies der Sache nach keinen besonderen Mehrwert erbringt.

Medien sollten bekanntlich Inhalte „unterstützen“, aber nicht überlagern. Worauf käme es dabei also an? Natürlich sollte die Frage des „wie?“ den inhaltlichen Grundfragen („was?“, „warum?“) prinzipiell nachgeordnet sein. Bei jedem Vortrag, egal ob 10-minütiger Input oder 45-minütiger Hauptvortrag, stellt sich die Frage immer wieder neu, ob Medien benötigt werden und welche das sind. Manchmal geht es ganz ohne, manchmal reicht eine Folie als Übersicht über wesentliche Inhalte und Aussagen. In sehr vielen Fällen sind „Präsentationen“ verzichtbar.

Die besondere Kunst der wissenschaftlichen Rede besteht sicher im „freien Vortrag“. Der Verzicht auf Illustration und die Konzentration auf

den zugespitzten Gedanken und seine Begründung bieten die Chance, eine fokussierte Diskussion zu führen und Ballast abzuwerfen – solange der Vortrag den Ansprüchen auf zentrale Aussage, klare Struktur und pointierte Sprache gerecht wird (und nicht assoziativ herumäandriert). Diese Form ist zugleich eine Herausforderung für Redner, die das Publikum nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich fesseln sollen. Ähnliches gilt für den Vortrag, der auf einer ausformulierten Schrifffassung basiert. Diese Variante ist in der Forschung stark auf dem Rückzug. Für den wissenschaftlichen Vortrag hat die Orientierung am Manuskript aber den Vorzug, dass sie die konzentrierte Vorbereitung beim Vortrag genau umsetzt. Und sie erleichtert erheblich das richtige Timing. Doch auch diese Form ist sehr voraussetzungs-voll, stellt hohe Ansprüche an den sprachlichen Ausdruck: Das Manuskript muss, anders als ein fürs Lesen geschriebener Aufsatz, direkt ‚konsumierbar‘ sein. Essentiell sind klar und stringent formulierte Aussagen, mit kurzen Sätzen und einfachem Satzbau, statt Schachtelsätzen oder Endlosschleifen (wer will schon, wie Edmund Stoiber mit seiner berühmten Magnetbahnrede, im Archiv von Youtube landen)?

Last but not least sind gute Rahmenbedingungen vor Ort notwendig. In praktischer Hinsicht sind Vortragsraum und technische Hilfsmittel zentral (Pult, Leinwand, Beamer etc., optimale Anordnung von Vortragenden und TeilnehmerInnen, das richtige Licht ...). Im Programm vieler Konferenzen haben sich Koferate oder sog. „discussants“ bewährt, um eine strukturierte, vorbereitete Interaktion zwischen Vortragenden, Kommentierenden und Publikum zu ermöglichen. Entsprechendes gilt für das von AAG-Tagungen her bekannte „Author meets critics“, wo sich Buchautoren der Diskussion mit Rezensenten stellen – ein außerordentlich anregendes Format, das auch den Geographentagen gut stehen wür-

de (wenn sie denn wieder ...). Erst gegenseitiger Austausch liefert doch eigentlich den Anlass, zu dem man zusammenkommt und für den man mitunter weite Wege zurücklegt. Schließlich kommt es auch auf eine konzentrierte, stringente Sitzungsleitung an, diesen Austausch sicherzustellen. Ihre Kunst ist es, den Diskurs zwischen „langer Leine“ und punktueller, aber vor allem in zeitlicher Hinsicht konsequenter Intervention zu halten.

Unter diesen Bedingungen können Vorträge tatsächlich der intensiven wissenschaftlichen Interaktion und der Produktion bzw. kritischen Überprüfung von Wissen durch Rede und Gegenrede dienen. Inwieweit aufwändige Präsentationen tatsächlich der Generierung und Vermittlung von Wissen (m.a.W.: Forschung und Lehre) neue Impulse verleihen können, bleibt abzuwarten – und auszu-probieren. Vorerst lösen sie solche Erwartungen m.E. nicht ein. Inszenierte Performances, deren Leidenschaft eher dem Effekt als dem Inhalt gewidmet ist, sind dem wissenschaftlichen Diskurs definitiv abträglich. Weniger dürfte hier mehr sein.

Index

- [1] Thomas STEINFELD: Ist PowerPoint gefährlich? SZ 30.11.2009; Henning LOBIN: Rhetorik ist nicht alles. Powerpoint geht über die Rede hinaus. SZ 8.12.2009; Sibylle PETERS: Wir Schauspieler. Wie Powerpoint Wissen verändert. SZ 28.12.2009.
- [2] Coy, WOLFGANG; PIAS, Claus (2009): Powerpoint. Macht und Einfluss eines Präsentationsprogramms. Frankfurt/Main: Fischer TB-Verlag.
- [3] Tufte, EDWARD (2003): „PowerPoint is Evil“. In: Wired 11.09, September 2003.
- [4] DEGENHARDT, Felix et al. (2006): PowerPoint-Performanz als neue Form der Kommunikation von Wissen. Tagungsbericht. In: H-Soz-Kult 6.9.2006 (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=1307&view=pdf&pn=tagungsberichte>).

Markus Hesse (Luxemburg)